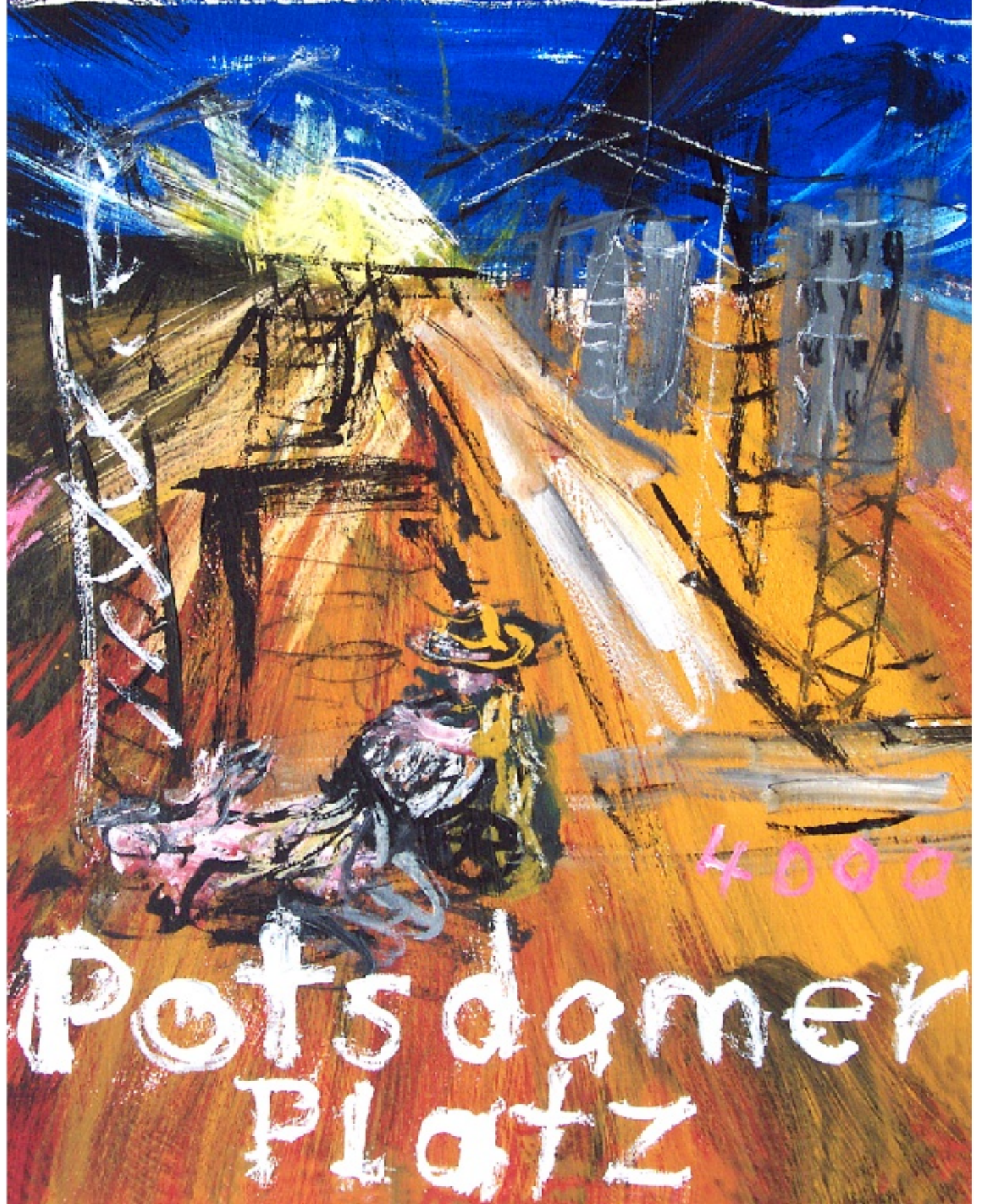


Buddy
Giovinazzo



4000

Potsdamer
Platz

Buddy Giovinazzo

Potsdamer Platz

Nestbeschmutzer

Ein Vorwort von Frank Nowatzki

Hier zu Lande bedarf Buddy Giovinazzo eigentlich keiner großen Einführung mehr, doch wenn ein neues Buch von ihm erscheint, ist das für den Verlag immer ein besonderer Moment. Immerhin sitzt er schon seit dem Stapellauf von Pulp Master mit im Boot und hat mit seinem experimentellen Stil die Grenzen des Genres sehr weit gedehnt und seinen ganz eigenen Beitrag für die Ausrichtung der Reihe geleistet. Und das, obwohl er bei amerikanischen Verlagen mit seinem neuen Buch bisher keinen Fuß in die Tür bekam. Doch dazu später.

Als Buddy Giovinazzo vor einigen Jahren einen längeren Aufenthalt in Berlin dazu nutzte, ein neues Buch in Angriff zu nehmen, war mir klar, dass wieder etwas Neues, etwas Anderes entstehen werde. Anders als bei seinem letzten Roman inspirierten ihn nicht die broken streets von New York, diesmal war es das Berlin Mitte der 90er Jahre: illegale Phantom-Clubs in Ostberlin, die eindrucksvolle Skyline der Kräne am Potsdamer Platz, die Aufbruchstimmung und das Aufeinandertreffen der unterschiedlichsten Menschen aus beiden Teilen der Stadt. Fasziniert beobachtete er das ganze Szenario mit dem gewissen Blick, wie er in fast banal wirkenden Situationen mit eher nebensächlichen Details

wahrscheinlich nur dem unbeteiligten Fremden eigen sein kann, und fing einfach an draufloszuschreiben.

Das Gefühl des Fremdseins, das Tony, Buddy Giovinazzos Protagonisten, bei seiner Ankunft in Berlin spontan überfällt, erscheint im weiteren Verlauf wie ein beunruhigender Vorgriff auf kommende Ereignisse. Andererseits ist es gerade dieses Gefühl, ein unassimilierter Fremdkörper zu sein, das Tony eine schrittweise Annäherung an die Stadt und an eine andere Kultur ermöglicht. Als er sich dann nach einer Art Liebe-auf-den-ersten-Blick-Begegnung zu einer ehemaligen Ostberlinerin hingezogen fühlt, bringt das nicht nur den Hormonhaushalt durcheinander, sondern setzt auch einen Prozess in Gang, den man als Therapie bezeichnen könnte. Nach und nach kämpfen sich Ereignisse aus seiner auf weiten Strecken traurigen Kindheit und aus seinem erbärmlichen Dasein als Hitman einer Organisation mit Mafiastrukturen in Form von Flashbacks an die Oberfläche seines Bewusstseins. Während die wahnwitzige Story um eine US-Crime-Family auf Globalisierungskurs von Kapitel zu Kapitel zu explodieren droht, werden bei Tony in und durch die Fremde Erinnerungen und Gefühle wachgerufen, die, seit Jahren verdrängt, in seinem Unterbewusstsein schwelen und nur durch Kompensation in Schach zu halten waren. Die Liebe hat hier (wie auch in *Broken Street* und *Poesie der Hölle*) als unbekannte Größe eine Art Schlüsselfunktion und symbolisiert so etwas wie Hoffnung. Sie transportiert Licht in die permanente Dunkelheit von Tonys Seele. Der Brit-Noir-Meister Derek Raymond beschrieb diesen Zustand treffend in *Die verdeckten Dateien* und schloss mit den Worten: »Wie Liebende erschaffen, so vernichten Attentäter im Traum. Liebende träumen vom Licht und gehen in den anderen ein, aber der Killer träumt von der

Dunkelheit und geht abwesend durch den anderen hindurch.«

Doch je mehr Skrupel Tony auf fremdem Terrain befallen, desto heftiger legen sich seine Bosse und die anderen Mafiasoldaten ins Zeug. Anstelle von Diplomatie setzen sie dabei auf die gute, alte amerikanische Gewalt; selbst Hardliner wie Donald Rumsfeld hätten wohl ihre wahre Freude daran, zumal am Ende des Romans der US-amerikanische Annäherungsversuch an das ›Neue Europa‹ visionär vorweggenommen wird. Aber bevor ich mich hier zu weit aus dem Fenster lehne und demnächst in einem Hühnerstall in Guatánamo Bay aufwache, komme ich lieber noch auf die Absagen der amerikanischen Verlage zu sprechen.

Zwar bescheinigen alle Buddy Giovinazzo enorm viel Talent, müssen aber angesichts des Grades grafischer Gewalt und der Tatsache, dass die erste Person ein Killer sei, mit dem sich der Leser nicht identifizieren könne, passen. Dass diese Einschätzung Ausfluss einer oberflächlichen Betrachtungsweise ist, muss hier nicht betont werden. Denn mit nur geringem Aufwand vermag man in *Potsdamer Platz* die Struktur eines Entwicklungsromans zu entdecken, in dem die intellektuelle und seelische Entwicklung eines Helden und seine Auseinandersetzung mit der Umwelt thematisiert werden.

Auch Krimipreisträger Garry Disher hat mir kürzlich ähnliche US-Erfahrungen in Bezug auf seine Wyatt-Gangsterromane bestätigt, und keine Geringeren als die Altmeister Jim Thompson und Charles Willeford hatten ja bekanntermaßen zu Lebzeiten dieselben Probleme. Die Lektorin von Buddy Giovinazzos erstem Buch *Cracktown* — sie arbeitet inzwischen für einen großen renommierten

New Yorker Verlag — verriet immerhin, dass sie *Potsdamer Platz* wahnsinnig gern gemacht, aber es auf Grund der Stimmung nach ›nineeleven‹ nie durch die Chefetage bekommen hätte. Der US-Buchbetrieb setze eben momentan verstärkt auf Entertainment und nicht auf brutale amerikanische Killer, die im Ausland kompromisslos ihre Interessen vertreten.

Nestbeschmutzer ließen sich im Moment nicht verkaufen. Verstehen kann man's, zumal Muslime in *Potsdamer Platz* Gelegenheit bekommen, ihre Werte als Kontrapunkt zum *american way of life* zu formulieren, und — so viel sei verraten — die U.S.-Boys dabei alles andere als cool aussehen.

Die Filmindustrie geht da scheinbar trotz mieser Stimmung ganz andere Wege. Ridley Scotts Kriegsdrama *Black Hawk Down* beispielsweise wurde lediglich mehrfach verschoben und Bruder Tony Scott hat die vor zwei Jahren erworbene Option für *Potsdamer Platz* gerade verlängert und für weitere Drafts das britische Drehbuchduo von *Sexy Beast* verpflichtet.

Zudem treffen immer mehr deutschsprachige Manuskripte bekennender Fans von Disher und Giovinazzo bei uns ein und gehen in die richtige Richtung. (Den Namen Marcus Starck sollte man sich schon mal vormerken.) Das wirkt wie Balsam, obgleich wir natürlich wissen, dass unser Beitrag zur hiesigen Buchlandschaft relativ klein ist. Doch wie jeder Kleingärtner ist man letztendlich auch ein wenig stolz, wenn die dunkle Saat auf kargem Boden nach langer Bewässerungsphase endlich aufgeht.

1

September 1995.

Lufthansaflug 8257. J.F.K. nach Frankfurt. Anschlussflug 8835 Frankfurt-Berlin. Ankunft Flughafen Tegel elf Uhr sieben vormittags.

Der Flieger war drei Minuten früher gelandet und nun stand ich in der Warteschlange vor der Zollabfertigung. Den Reisepass entschlossen zwischen Daumen und Zeigefinger, versuchte ich die Wirkung von sieben Crown Royal aus meinem dröhnenden Kopf zu vertreiben, während alle um mich herum aussahen, als würden sie sich verflüssigen. Ich hätte weniger trinken sollen und erst recht nicht so viele Pillen einwerfen dürfen, aber ohne sie hätte ich diesen Trip nicht überstanden. Immer wieder betrachtete ich die laminierte Innenseite meines Passes, stocksauer auf Hardy, der mich an die Sache mit Leo Castillo erinnert hatte, an dessen Versuch, sich mit gefälschtem Pass wieder in die Staaten einzuschleusen, nur dass der Zollbeamte bemerkt hatte, dass das Bild ausgewechselt worden war; so kriegten sie Leo doch noch wegen Mordes dran — immerhin, Leos Frau und ich verbrachten danach acht tolle Monate.

Hardy versetzte mir von hinten einen Stoß und grinste mich dämlich-träge an. Ein plumper Klotz von einem Kerl, mit großer Klappe und schlechten Manieren; ich war mir sicher, sie würden ihn höchstens mit einem flüchtigen Blick streifen, ehe sie ihn durch die Passkontrolle winkten.

Wie ein Ziegelstein saß der Kopf auf der steifen grünen Uniform; Augen, kalt wie Chrom, dazu Lippen, die wie zwei vertrocknete Würmer unentschlossen aufeinander klebten; zuerst sah er auf das Foto, dann zu mir, dann wieder auf das Foto — ein abschätzender Blick, irgendetwas kam ihm merkwürdig vor. Er nahm eine kleine Taschenlampe und betrachtete die Schweißnähte. Leichter Horror packte mich. Ich bot meinen ganzen Willen auf, um die Person in dem Pass zu werden.

»Der Grund Ihres Besuches in Deutschland?«

»Urlaub«, antwortete ich.

»Guten Tag«, sagte er und knallte einen großen Stempel auf eine der Innenseiten meines Passes, gab ihn mir zurück und griff hinter mir nach Hardys Pass.

Wir holten unser Gepäck und gingen rasch zum Ausgang, wo uns automatische Milchglastüren in einen Terminal voll hektischer Betriebsamkeit entließen.

Ich wünschte fast, sie hätten es nicht getan.

Plötzlich sprangen mir von allen Hinweisschildern Hieroglyphen entgegen, die Werbeplakate sagten mir nichts, niemand sprach hier Englisch! In diesem Augenblick traf mich das Exotische dieser ganzen Operation mit voller Wucht, schlug mir ins Gesicht wie eine wütende Hure.

»Du hast Peilung, wo's langgeht?«, fragte Hardy mit der kindlichen Erwartung eines Sechsjährigen.

»Ich folge dem gelben Pfeil.«

»Woher weißt du, wohin der führt?«

»Weil hinten ein Auto abgebildet ist.«

Fünf Schwarze in afrikanischen Gewändern checkten gerade ein, zwei Flugbegleiter, ein Mann und eine Frau, beide groß und blond, standen uns im Weg und stritten sich lauthals.

»Mann, das ist voll bescheuert«, murmelte Hardy und versuchte, mit mir Schritt zu halten.

Zehn Minuten später hatten wir bereits die Aufmerksamkeit einiger Männer und Frauen erregt, die wie Schachfiguren missmutig an einer Haltestelle standen; ebenso gut hätten wir auch grün angemalt sein können. Zitternd, als würde er frieren, wippte Hardy auf seinen Fußballen leicht vor und zurück; kein gutes Zeichen, so viel kann ich auf Grund persönlicher Erfahrungen mit Hardy schon sagen.

»Auf wen warten wir eigentlich?«, murmelte er.

»Auf einen Typ namens Vita.«

»Was soll 'n das für 'n Name sein?«

»Keine Ahnung.«

»Wo bleibt er, verdammt noch mal?«

»Keine Ahnung.«

»Scheiße, wie lange sollen wir denn hier auf ihn warten?«

»Bis er kommt.«

»Mir ist immer noch nicht klar, was zum Henker wir hier zu suchen haben, tausende Meilen weg von zu Hause.

Jeder x-beliebige Knochenbrecher könnte den Job machen.«

»Wir sind Knochenbrecher«, erinnerte ich ihn. Er gluckste, schien sich für einen Moment zu entspannen. Aber er hatte Recht. Auch in mir rumorte es schon seit einer Weile, irgendwas stimmte nicht an der Sache, sie hatte etwas von einem Himmelfahrtskommando. Aber ich war der Meinung, man kam weiter im Leben und konnte es für gewöhnlich auch länger genießen, wenn man ohne lange zu fragen das tat, was Riccardo Montefiore von einem verlangte. Ein großer Typ um die dreißig, die Haut gebräunt und das blauschwarze Haar sorgfältig gestylt, bekleidet mit einem dunkelbraunen Nadelstreifenanzug und Schuhen aus braunem Krokodilleder, kam angerannt und wedelte aufgeregt mit einem zerknitterten Zettel. Hardy murmelte: »Scheiße, was ist das denn?«

Der Typ schien unsicher und fahrig, zupfte an seinen mit Manschettenknöpfen versehenen Ärmelaufschlägen und sah sich ständig um, bevor er dann ziemlich unvermittelt vor uns stehen blieb und einen schnellen Blick auf seinen Zettel warf.

»Äh, haben Sie Ticket für Giants?«, fragte er und die Worte polterten wie Holzstücke aus seinem Mund, aber es waren die richtigen.

»Ich habe eine Dauerkarte«, antwortete ich und der Typ seufzte erleichtert.

»Tut mir Leid, aber zu lang gewartet, nicht?«

Hardy antwortete kurz angebunden: »Nur zwei beschissene Stunden.«

Dem Typ fiel die Kinnlade herunter, ich dachte schon, er würde anfangen zu heulen. Dann zwang er sich plötzlich ein nervöses Lachen ab: »Ach so, haha. Amerikanische Humor ... Die Wagen steht dahinten.«

Er griff sich sofort unser Gepäck, gab einem älteren Haudegen mit dunklem Teint und wildem grauen Bart, der wie verdrehte Antennen in alle Himmelsrichtungen abstand, ein Zeichen und machte sich auf den Weg zu einer Reihe von Wagen, die am Straßenrand standen.

»Ich bin Vita«, sagte er im Gehen. »Haben Sie gute Flug gehabt?«

»Kann man so sagen«, antwortete ich, denn ich wollte nicht schon während meiner ersten zwanzig Minuten in diesem Land den Grobian raushängen lassen.

»Lange Flug, was? Von Amerika?«

»Lang genug.«

»Mein Vater erwartet Sie in Büro.«

»Ihr Vater?«

»Yossario.«

Das erklärte eine Menge. Abrupt blieb Vita vor einer schwarzen Limousine Marke BMW stehen, nahm nervös die Haltestelle ins Visier. Als er sich davon überzeugt hatte, dass die Luft rein war, hastete er um den Wagen herum, öffnete die Haube des Kofferraumes und hievte unsere Koffer hinein. Mit einer schwungvollen Geste bedeutete er uns einzusteigen, um dann selbst auf dem Beifahrersitz Platz zu nehmen. Hardy und ich sahen uns an. Der Bärtige öffnete uns die Tür und wir stiegen ein.

Hardy drehte sich um und warf einen Blick auf den Flughafen, der langsam aus unserem Blickfeld verschwand. »Shit, der ist ja kleiner als Newark.«

Ich reichte einen Zettel nach vorn zum Beifahrersitz. »Da wollen wir hin. Und zwar gleich.«

Vita schaute auf das Geschreibsel und ich konnte hören, wie er schluckte; dann sah er zu dem Bärtigen und sagte etwas in einer Sprache, die nicht Deutsch war. Der Bärtige warf einen kurzen Blick auf den Zettel und wandte sich wieder der Straße zu, kein Kommentar, keine Reaktion, nichts.

Vita drehte sich zu uns um, offensichtlich verwirrt. »Wir bringen euch jetzt zu Wohnung«, sagte er.

»Nein. Zur Wohnung wollen wir später. Wir wollen sofort loslegen. Wo ist die Hardware?«

Wieder fiel ihm die Kinnlade herunter; jetzt war mir klar, dass ich mich an diesen Gesichtsausdruck würde gewöhnen müssen. In Vitas Interesse konnte ich nur hoffen, dass ich nicht allzu schnell davon genervt sein würde.

»Hart wär?«

»Es war abgemacht, dass ihr das erledigt. Im Flugzeug hätten wir wohl schlecht was mitbringen können.«

Er schnallte es nicht. Doch eine Sekunde später fiel der Groschen und er sagte: »Ach so ... Ich bring euch jetzt zu meine Vater.« Nein, er hatte wohl noch immer nicht verstanden.

»Sind die Teile dort?«

»Nein. Wir holen später.«

»Lasst sie uns jetzt holen.«

»Aber ... es noch zu früh. Zu früh.«

»Ich habe sehr genaue Instruktionen. Vertrau mir einfach, Vita. Je früher wir die Sache durchziehen, desto eher können wir alle nach Hause.«

Vita zog ein Handy hervor und fing an, irgendwelche Nummern einzuhämmern, doch Hardy riss es ihm aus der Hand und schleuderte es aus dem Fenster. Vita schnappte nach Luft und sah sich schockiert um.

»Bring uns jetzt zu der Adresse, die Tony dir gezeigt hat«, blaffte Hardy und setzte sich aufrecht hin, wobei sein Kopf die gepolsterte Decke des BMW berührte. Vita flüsterte dem Bärtigen etwas zu, der, ohne den Blick auch nur kurz von der Straße zu lösen, vor sich hin brummte und in eine Seitenstraße einbog. In diesem Augenblick bemerkte ich zum ersten Mal, dass ihm die rechte Hand fehlte; säuberlich vom Handgelenk abgetrennt, das in einem offensichtlich noch blutenden, frisch bandagierten Stumpf mündete. Ich stieß Hardy an, der daraufhin am Fahrersitz vorbeilinste, um mir dann einen Blick zuzuwerfen, der zum Ausdruck brachte, wie schwer beeindruckt er war.

Wir fuhren vorbei an einem Park mit Büschen und Bäumen, an Kirchen mit hohen Türmen. Die Straßen waren voller Frauen mit Kopftüchern und in langen Gewändern, Kinder mit dunklem Teint spielten Fußball auf einem Platz, an dem auch alte Männer mit grauen Bärten Obst und Gemüse aus dem Kofferraum ihrer Autos verkauften. Überall liefen Hunde frei umher und vor jedem Lokal standen Tische und Stühle, saßen junge

Leute, tranken Kaffee und unterhielten sich; es schien, als hätte die Welt ihre Geschäftigkeit für einen Moment eingestellt, um ein wenig Luft zu holen.

Hardy starrte aus dem Fenster und sagte: »Scheiße, wo zum Teufel sind wir? Downtown Kairo?«

Vita drehte sich um und sagte verlegen: »In Kreuzberg. Türkisches Viertel.«

Hardy und ich blieben im Wagen, während Vita und der Bärtige hineingingen.

»Mir schmeckt das nicht«, nörgelte Hardy. »Warum diese Eile? Diese Geheimniskrämerei? Scheiße, wir haben hier nichts gecheckt, wissen nicht, wer diese Leute sind, ebenso gut könnte es eine abgekartete Sache sein.«

Er hatte Recht und es war verdammt blöd von mir gewesen, nicht mit hineinzugehen, denn wenn es eine Falle war, waren Hardy und ich bereits so gut wie tot.

Die Wagentür wurde plötzlich aufgerissen und jemand ließ eine große Sporttasche vor unsere Füße fallen. Vita und der Bärtige stiegen wieder ein und wir fuhren los. Vitas perfekt geschnittener Haaransatz sagte mir, dass der kleine Wichser, kaum dass er unbeaufsichtigt war, seinen Vater angerufen hatte. Hardy öffnete den Reißverschluss der Sporttasche und zog ein ölig schwarzes Stück Stahl heraus.

»Was is 'n das für 'n Müll?«

Vita drehte sich auf seinem Sitz herum. »Alles nagelneu und probiert. Gibt keine Problem.«

Hardy checkte den Schlagbolzen und inspizierte das Magazin, zog mehrmals den Abzug durch und spuckte angeekelt aus. »Wir wollten Mac-10er.«

»AK-47 genauso gut.«

»Nein, nix genauso gut. Die sind scheiße. Ich kenn die, das sind russische. Habt ihr überhaupt 'nen Schimmer, was für beschissene Qualitätsstandards die in Russland haben?«

»Ist alles getestet worden.«

»Nur weil man mal den Abzug durchgezogen hat, heißt das noch lange nicht, dass es keine Ladehemmung geben kann oder der Hebel funktioniert. Das ist Bullshit!«

Ich sah Hardy an. Was die Hardware betraf, verließ ich mich auf seine Sachkenntnis und sein Urteil und ich hatte ihn bisher noch nie über die Macken einer Lieferung derart lamentieren hören, nicht mal, als seinerzeit ein billiges Modell Marke Eigenbau beim Abfeuern buchstäblich in seiner Hand explodierte.

Ich flüsterte: »Sollen wir die Sache einen Tag aufschieben?«

Hardy knallte das Magazin in den Ladeschacht und winkte ab. Offensichtlich hatte er soeben nur mal eine Verhandlung geführt, um für die Zukunft besseres Material und für den Augenblick strikteres Entgegenkommen durchzusetzen. Hardy ist manchmal gar nicht so dumm, wie er aussieht.

Wir fuhren durch belebte Straßen mit kleinen Geschäften und Gemüseständen, vorbei an Kirchen und schmutzig grauen Häusern, auf denen lebensgroße, nackte Statuen

die Dächer säumten; wir sahen verwahrloste Fabrikgebäude, deren Fenster mit Brettern vernagelt waren, und Züge, die auf oberirdischen Gleisanlagen vorbeiratterten. Hardy zeigte auf einen hohen, schmalen Turm mit einer dicken silbernen Kugel in der Mitte und meinte, der sehe aus, als wolle er gerade zum Mars starten.

Vita schaute nach hinten, und mit einem verlegenen Lächeln, als rede er über einen geistig behinderten Bruder, von dem niemand etwas wissen soll, sagte er: »Wir fahren durch ehemaliges Ostberlin.«

Straßenbahnen quietschten durch Straßen mit Kopfsteinpflaster, an einsturzgefährdeten Häusern aus braunem Backstein vorbei, von denen der Putz abbröckelte. Baugerüste nahmen ganze Blocks ein und an jeder Ecke gab es Cafés, vor denen Gartenstühle aus Plastik um kleine Tische gruppiert waren.

Hardy flüsterte: »Wie die Lower East Side, nur ohne ihren berühmten Charme«, und plötzlich machte es klick! bei mir. All die Gebäude und Geschäfte, das Brachland und die holperigen Straßen, selbst die Straßennamen, die ich kaum lesen, geschweige denn aussprechen konnte, kamen mir vertraut vor, als wäre ich — so unmöglich das auch war — schon einmal hier gewesen. Schließlich war ich in meinem ganzen Leben nie irgendwo gewesen. Einmal, mit fünfzehn, in Washington D.C., und das auch nur wegen der Beerdigung meiner Schwester. Innerlich kochte die alte Angstsuppe hoch, wie damals. Aber ich war verdammt müde und fing wahrscheinlich schon an zu halluzinieren.

Wir hielten vor einem gelben Gebäude, das gepflegter war als alle anderen im Block. Hardy und ich blieben

einen Moment sitzen und spielten unser Psychospiel; ich stellte mir die Typen da drinnen vor, wie sie irgendwelche Schweinereien mit Menschen anstellten, die ich liebte; wie sie meine Tochter vergewaltigen und ihre Mutter abstechen, ihre nackten, blutenden Körper, angekettet an einen Chevrolet, durch die holperigen Straßen von Newark, New Jersey, schleifen. Aus irgendeinem Grund sah ich für einen Augenblick Riccardo Montefiore vor mir; diese Szene in seinem Büro vor drei Wochen, als er lachend dasaß, seine Zigarre paffte und dabei seinen Inhalator umklammert hielt, ehe er mir von seinem Freund in Berlin erzählte, der darauf angewiesen sei, dass jemand, dem er vertrauen könne, ihm einen großen Gefallen tue.

Vita stand an der Eingangstür neben der Klingelanlage und rückte seine Krawatte zurecht. Hardy und ich stiegen aus. Die AK-47 wie einen Karton mit Rosen unter den Arm geklemmt, schlenderte Hardy auf ihn zu. Mein Blick gab ihm zu verstehen, dass er sich verdammt noch mal entspannen solle, und die Knarre verschwand zum Teil unter seiner Jacke. Ich nahm die Sporttasche in die linke Hand und drückte mehrere Klingelknöpfe, bis eine Stimme sich meldete. Ich sah Vita an, der etwas auf Deutsch in die Sprechanlage stotterte. Der Summer ertönte und Vita stieß die Tür auf, dann drehte er sich zu mir um und flüsterte: »Ich sag, wir machen Lieferung.«

Wir betraten eine großzügige, dunkle Eingangshalle, an deren Ende eine massive Holztür zu einem gepflasterten Innenhof führte: Kinderfahrräder und Plastikschaukeln, eine Sandkiste mit Buddelzeug und Windmühlen verursachten mir leichtes Unbehagen. Ich konnte nur hoffen, dass hier alles glatt über die Bühne gehen würde. Wir gelangten zu einem weiteren Gebäude, ähnlich dem Ersten, einem Hinterhaus, wie Vita es nannte, und gingen

leise durch ein Foyer. Das Geräusch unserer Schuhsohlen auf den rauen Bodenplatten aus Schiefer ging mir durch Mark und Bein. Rechts von uns war eine Wendeltreppe aus Holz und wir gingen die ersten Stufen hoch. Ich drehte mich um und registrierte, dass der Bärtige uns Rückendeckung gab; mir fielen eine .44er Magnum und eine 9mm Sig Sauer Halbautomatik auf, die jetzt in seinem Hosenbund steckten. Der Flur im zweiten Stock war so eng, dass man Platzangst bekam. Mir fiel das Atmen schwer, jetzt, da die Luft wie Blei auf meine Brust drückte. Vita führte uns zu einer Tür am Ende des Flurs und trat zur Seite. Hardy hatte die AK-47 hervorgeholt und tänzelte nervös vor und zurück; jeder, der jetzt im Begriff sein mochte, seine Wohnung zu verlassen, hätte sein Leben riskiert.

Drinne waren Stimmen zu hören.

»Gibt es noch einen anderen Ausgang?«, fragte ich Vita leise.

»Und wenn schon, Chef. Lass uns loslegen, ich will hier nicht den ganzen Tag rumstehen«, flüsterte mir Hardy über die Schulter zu. Dann holte er ein Kruzifix unter seinem Hemd hervor und küsste es. Ich wünschte, die Pillen, die ich auf dem Weg hierher eingeworfen hatte, würden jetzt anfangen zu wirken.

Jemand kam in den Flur. Ein Glatzkopf mit der Statur eines Boxers und verbeulter Visage, bekleidet mit einer Motorradjacke aus rotem Leder, sah uns kurz an und griff in seine Jackentasche. Ich stand mit den anderen zu dicht auf einem Haufen, um mein Gewehr auf ihn richten zu können, also riss ich dem Bärtigen die Magnum aus dem Hosenbund und schoss dem Glatzkopf zweimal in die Brust. Die Projektile jagten durch seine Rippen und

schlugen mit einem metallischen Widerhall in die Wand hinter ihm ein. Sah man ab von den spasmodischen Verrenkungen seines Kopfes, stand der Kerl da wie erstarrt, als wolle er sich dem, was ihm widerfuhr, verweigern, als wäre sein Herz noch intakt und nicht in sieben Einzelteile zerfetzt. Doch dann fiel er zu Boden wie eine schwere Holzstatue. Ich drehte mich um, trat die Tür ein und Hardy und ich stürmten in die Wohnung und eröffneten das Feuer. Drei Männer mittleren Alters griffen hastig in einen kleinen runden Safe, der in den Boden eingelassen war, als ihre Oberkörper aufrissen und die Wände Blut zu spucken schienen; wie Teebeutel, die man in die Luft geworfen hatte, flogen Fleisch- und Stoff-Fetzen umher. Hardy konzentrierte sich auf einen großen blonden Typ, der rückwärts gegen eine Wand prallte und dabei instinktiv die Hand hob. Der nächste Kugelhagel durchsiebte die Wand hinter ihm und atomisierte sein Handgelenk, das sich in roten Nebel verwandelte; die Hand machte sich davon und wirbelte durch die Luft wie ein Asteroid im Weltraum. Hardy ballerte jetzt auf das Mobiliar; es regnete Papier, Stuck und Holzsplitter, als der Bärtige den Blonden in die Wange schoss und sein Gesicht als blutiges Püree zurückließ.

Irgendjemand huschte an der Tür vorbei und ich jagte hinterher, erwischte sie bei dem Versuch, aus dem Fenster zu klettern. Im Hintergrund feuerten Hardy und der Bärtige noch immer aus allen Rohren.

Sie konnte nicht älter als sechzehn sein; Augen, schwarz wie die Nacht, in einem Gesicht mit regelmäßigen Zügen und milchig weißer Haut, pechschwarzes, seidiges Haar, das bis zu den Schultern reichte. Keine Ahnung, was sie hier zu suchen hatte, sie musste die Tochter von einem dieser Kerle sein. Scheiße, diese Leute sollten es besser wissen und Familie und Geschäft trennen. Jetzt stand sie

vor mir und starrte mich an, genauer gesagt nicht mich, sondern den Lauf meiner Kanone, als wäre der das Einzige, was auf der großen weiten Welt für sie zählte, als wären all ihre Träume und Wünsche um dieses launische Stück Metall gewickelt. Ich hätte nicht sagen können, wer erschrockener war, sie oder ich. Nachdem hinter mir die Ballerei aufgehört hatte, rief Hardy meinen Namen.

»Ich bin hier. Alles cool. Lass uns abhauen. Ist alles erledigt.«

Ich konnte sehen, wie Hardy mit dem Lauf seiner Waffe in den Leichen herumstocherte und Vita den Schreibtisch und die Aktenschränke durchwühlte, sehr darauf bedacht, seine Schuhe vor dem Blut zu schützen, und sichtlich angewidert nicht nur vom Anblick der Gehirn- und Gewebefetzen, die an den Wänden klebten, sondern auch von dem Kerl, der rücklings auf der Tischplatte lag und aus dem es herausquoll wie aus einer verstopften Toilette. Hardy kickte die abgetrennte Hand zu dem Bärtigen hinüber.

»Hey, Groucho, hier ist 'n Souvenir.«

Der Wildbart lachte kalt, stieß sie mit dem Fuß in die Ecke und trabte davon wie ein satter Kater.

»Okay«, sagte ich. »Lasst uns hier verschwinden.«

Hardy ging zur Tür, doch Vita durchwühlte hektisch die Schränke nach Papieren. Ich ging hin zu ihm und packte ihn am Revers. »Lass uns gehen, wir sind nicht hergekommen, um den Laden auszurauben.«

Vita schnappte sich noch schnell einen Stapel Papiere und hastete zur Tür, als Hardy im Hinterzimmer schrie:

»Hey, du!«, dann folgte eine Serie von Schüssen aus seiner Kalashnikov.

Ich kam ins Zimmer und sah das Mädchen am Boden liegen. Ihr Brustkorb war durchlöchert und sie schnappte nach Luft wie ein Fisch, den man aus dem Wasser geholt hatte. Hardy stand neben mir und sah auf sie hinunter.

»Ich hab hier ein Geräusch gehört«, sagte er. »Sie muss sich versteckt haben. Nehme an, deshalb hast du sie übersehen.« Ich bekam keine Silbe heraus, als ihre Augen sich in mich bohrten; Entsetzen und Verwirrung standen darin, aber auch der Vorwurf des Verrats, als hätte ich eine geheime Abmachung gebrochen. Als Vita hinter mir auftauchte, spürte ich seinen Atem wie eine Hand um meine Kehle; sein Herz schlug so wild, es übertönte meinen eigenen Herzschlag. Es schien eine Ewigkeit vergangen zu sein, als ich hervorstieß: »Kommt schon, wir müssen abhauen.«

»Was ist mit ihr?«, wollte Hardy wissen. »Schade, aber mitnehmen können wir sie wohl kaum, was?«

Ich feuerte einen sauberen Schuss auf sie ab, mitten ins Herz, und sie war ruhig. Hardy sah mich mit merkwürdigem Respekt an, etwas, das an Bewunderung grenzte. Dann zielte er ein allerletztes Mal und zerschoss ihr das Gesicht, so dass sie nicht mehr zu identifizieren war. »Scheiße, so schlecht sind diese russischen Kanonen gar nicht«, feixte er.

2

»Willkommen in Berlin.«

Er reichte mir einen Crown Royal mit Eis und Hardy einen Wodka Martini mit einer Perlzwiebel darin. Dieser Kerl hatte seine Hausaufgaben gemacht.

»Ihre erste Deutschlandreise?«, fragte er.

»Die erste Reise überhaupt«, antwortete ich stolz, keine Ahnung, warum. Yossario wies auf eine elegante braune Ledercouch am anderen Ende des Zimmers, über der ein Samtbild hing, ein Konquistador auf einem weißen Pferd und mit einer blutigen Lanze in der Hand. Diesen Yossario hatte ich mir völlig anders vorgestellt. Er war der klassische Typ des Kriminellen aus dem Arbeitermilieu; klein und gedrungen, ein rundes, gerötetes Gesicht mit grobschlächtigen Zügen, aber mit verschmitztem Ausdruck, schwielige Hände, Wurstfinger und ein beachtlicher Bauch, der über einem zerschlissenen braunen Ledergürtel hing. Er wirkte eher wie ein Gewerkschaftsfunktionär vom Fulton Fischmarkt und nicht wie ein Geschäftspartner Riccardo Montefiores. Doch ich war nicht hier, um Riccardo Montefiores Geschmack bei der Wahl seiner Freunde in Frage zu stellen; schließlich waren da noch die regelmäßigen Heroinlieferungen aus der Türkei, die die Straßen von Newark versorgten. Irgendwie musste Yossario damit in Verbindung stehen.

Nein, was mir Sorgen machte, war die Tatsache, dass man mir Hardy für diesen Job zugeteilt hatte. Ich war von meinem diskreten Stil überzeugt, immer saubere Arbeit leisten, rein und raus, ohne Spuren zu hinterlassen. Die Bullen legten es in der Regel als Konfrontation zwischen rivalisierenden kriminellen Elementen zu den Akten. Aber Hardy spielte nach Regeln, die eigentlich keine waren. Es kümmerte ihn nicht, wen er verletzte, und er warf das Netz verdammt weit aus; zudem genoss er es, ein

unverschämt hohes Risiko einzugehen. Das war sein
Markenzeichen. Der letzte Auftrag, den wir gemeinsam
zu erledigen hatten, war an sich eine einfache Sache. Mit
zwei Schüssen in den Hinterkopf zogen wir Alphonse
Lettieri aus dem Verkehr, bei Sonnenaufgang in seiner
Garage. Sauber, professionell, und ab nach Hause. Doch
Hardy hatte es sich in den Kopf gesetzt, einen Rundgang
durchs Haus zu machen, um sich das Mobiliar anzusehen.
Also ging er hinein und stieß auf Alphonse's Ehefrau, die
im Wohnzimmer auf der Couch lag und schlief. Hardy
rüttelte sie wach und zwang sie mit vorgehaltener
Pistole, ihm Frühstück zu machen. Ich kam gerade dazu,
als er am Küchentisch vor einem Teller mit Eiern und
Speck saß, während Alphonse's Frau vor ihm kniete und
ihm einen blies. Sie wimmerte und Hardy riss ihr
büschelweise Haare aus, zog sie dabei auf seinen
Schwanz, als wollte er, dass sie daran erstickte. Ich sagte
ihm, er solle aufhören, das sei nicht Teil des Jobs. Mehr
konnte ich nicht sagen, denn er stieß ihr die .32er ins Ohr
und drohte, ihr das Hirn wegzupusten, sollte ich noch ein
Wort von mir geben. Mir war klar, dass er es ernst
meinte. Nachdem er gekommen war, befahl er ihr sich
anzuziehen und schleifte sie mit, vorbei an ihrem
Ehemann, der wie ein Sack über seinem Lenkrad hing.
Hardy lachte, als sie in ihrem Schmerz anfang zu
schluchzen, und nötigte sie, die Leiche zum Abschied zu
küssen. Als er dieses zitternde Etwas in seinen
Kofferraum verfrachtet hatte, war sie bereits erledigt, als
Frau, als Individuum, als Mensch. Hardy schwang sich
hinter das Lenkrad und fuhr los, hinein in diesen stillen
Vorstadtmorgen. Man sah und hörte nie wieder etwas
von Alphonse's Frau.

Yossario zog einen Stuhl hinter dem Schreibtisch hervor
und setzte sich uns gegenüber. Er beugte sich vor und
senkte seine Stimme, als wäre der Raum verwandt, und

soweit ich das beurteilen kann, hätte das auch der Fall sein können. Sein Englisch war nahezu perfekt, wesentlich besser als das seines Sohnes, den er nach Hause geschickt hatte, um die blutverschmierten Schuhe zu wechseln.

»Ich glaube, Sie haben Premig ganz schön beeindruckt«, sagte er und wies mit dem Kopf auf den Bärtigen. Ich bemerkte ein leichtes Lispeln; die S-Laute fielen wie Federn aus seinem Mund, ein seltsamer Missklang, der so gar nicht zu diesem energischen Mann passen wollte. Yossario fuhr fort: »Ich habe ihn noch nie lächeln sehen. Nicht ein einziges Mal in zehn Jahren.«

»Premig scheint mir auch nicht der Prototyp des Lächlers zu sein«, entgegnete ich und hoffte, dass der Klang einer anderen Stimme der Yossarios etwas von ihrer Komik nehmen würde. Hardy hatte noch immer blutige Sommersprossen im Gesicht und Yossario reichte ihm ein weißes Seidentaschentuch. Hardy nahm es, um sich die Wangen abzuwischen, doch das Blut war bereits getrocknet und ließ sich nicht abwischen.

»Das heute Nachmittag ... eine unappetitliche Geschichte, nicht wahr? In Berlin sind wir diese Form von Gewalt nicht gewöhnt.«

Hardy ging zum Angriff über: »Was für Gewalt seid ihr denn gewöhnt?«

»Nun ... in Berlin muss man diskreter vorgehen. Vergeltungsmaßnahmen in aller Öffentlichkeit sind wenig populär. Das hier ist nicht Amerika.«

»Vertrauen Sie ganz und gar auf Riccardo Montefiores Urteil«, sagte ich.

»Das tue ich, aber ich habe eine defensivere Haltung erwartet.«

»Passen Sie mal auf, Chef, amerikanische Gewalt basiert nun mal auf Angriff, nicht auf Verteidigung. Das machen wir seit zweihundert Jahren so. Und wenn Ihnen unsere Methoden nicht passen, spucken Sie's aus und wir verschwinden. Diese Scheiße muss ich mir nämlich nicht geben.«

»Hardy ... «

»Nein, bitte, Sie haben mich missverstanden. Ich kritisiere das gar nicht«, versuchte Yossario zu beschwichtigen. »Ich meine, es kam nur so unerwartet. Wenn sie zurückschlagen, und das werden sie, wird es schnell und brutal geschehen. Ich hätte mich nur gern auf einen Vergeltungsschlag vorbereitet. In Zukunft möchte ich lediglich rechtzeitig informiert werden. Das ist doch nachvollziehbar, oder?« Er sah mich an.

»Sicher ist es das.«

Er fuhr fort: »Wir müssen von jetzt an überaus wachsam sein. Offen gestanden hätte ich nichts dagegen einzuwenden, wenn ihr die ganze Gesellschaft und ihre Familien ausgelöscht hättet. Aber das ist nicht geschehen, also müssen wir gewappnet sein.«

»Da war ein junges Mädchen um die sechzehn. Sie ist in die Schießerei geraten. Haben Sie eine Ahnung, wer sie gewesen sein könnte?«

»Ein sehr hübsches Mädchen?«

»Jetzt nicht mehr«, warf Hardy mit einem Grinsen ein.

Yossario lächelte matt: »Es könnte sich um Viktor Ruidiyovs Tochter handeln. Wie alt, sagen Sie, war sie?«

»Ungefähr sechzehn. Schwarzes Haar, schwarze Augen, zarter Teint.«

Hardy sah mich verwundert an und Yossario fuhr fort:
»Ruidiyovs Tochter ist vierzehn. Könnte sie auch vierzehn gewesen sein?«

Hardy zuckte mit den Achseln und grünte: »Ich habe sie nur kurz gesehen, danach war sie Hackfleisch.«

Es klopfte und Vita schlüpfte ins Zimmer. Er trug einen dunkelgrauen Zweireiher und schwarze Schuhe aus schimmerndem Leder — ich kam mir vor wie auf einer Modenschau. Er lächelte Hardy und mich schief an.

Yossario seufzte: »Ich denke, es spielt jetzt keine Rolle mehr, die Toten sind tot. Wir machen weiter.«

»Wie wird die Polizei reagieren?«, fragte ich. Vita stöhnte auf. Yossario warf seinem Sohn einen Blick zu und sah dann wieder zu mir.

»Die Polizei ist hier nicht das Problem. Vor allem nicht in Kreuzberg. Die andere Seite wird, so gut es geht, alles vertuschen. Möglicherweise gibt es einen Aufschrei, aber das geht vorüber.«

»Was werden Sie veranlassen, um Ihre Gebiete zu schützen?«, wollte ich wissen.

»Ich habe Vorkehrungen getroffen. Wir haben genug Leute, um das zu regeln.«

»Morgen früh möchte ich mir zuallererst einen Überblick verschaffen. Baugelände, Lagerhäuser, alle potentiellen Ziele.«

»Ja, natürlich.« Yossario lehnte sich zurück und fing an, sich darüber zu verbreiten, wie sehr er es schätze, dass wir gekommen seien, um ihn zu unterstützen, wie glücklich er sei, in Riccardo Montefiore einen Freund gefunden zu haben, und wie sehr er bedauere, dass es so weit habe kommen müssen, aber dass er alles daran setzen werde, unseren Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten und so weiter und so weiter — mir fielen fast die Augen zu bei diesem Blabla, bis ich über seiner Oberlippe eine kleine Blutspur bemerkte. Das Blut rann ihm über beide Lippen und tropfte auf sein Knie. Yossario schien es nicht zu bemerken, bis Hardy sich vorbeugte und ihn unterbrach: »Verzeihung, aber Sie bluten ... «

Yossario griff sich an die Nase und spürte, wie die warme Flüssigkeit herauslief. Vita sprang auf, fummelte seinem Vater mit einem Taschentuch im Gesicht herum und redete auf ihn ein. Doch Yossario schien lediglich besorgt über die Blutflecken auf seiner Hose.

»Diese Beschwerden habe ich seit meiner Kindheit, ich kann nichts dagegen tun. Mal blutet es, mal nicht«, klärte er uns auf.

Vita schien anderer Meinung, aber Yossario bremste ihn aus: »Sie müssen erschöpft sein, Gentlemen. Ich schlage vor, Sie suchen jetzt Ihre Unterkunft auf, machen sich ein wenig frisch und ruhen sich aus.«

»Yeah, gute Idee. Wir würden uns gern frisch machen«, sagte ich und warf einen Blick auf Hardys blutige

Sommersprossen und Yossarios rotes Hitlerbärtchen. Ich fragte mich, wo zum Teufel ich diesmal hineingeraten war.

3

Vita wies Premig und vier weitere Typen an, ihn und uns zu begleiten. Zwei von ihnen nahmen unser Gepäck und zusammen gingen wir um die nächste Straßenecke. Ständig war man darauf bedacht, uns abzuschirmen; wir sahen aus wie der Präsident und der Vizepräsident der Vereinigten Staaten samt Bodyguards. Ziemlich coole Aktion das Ganze.

Wir kamen vorbei an einem Vereinslokal, einer Bar, einem Restaurant und einem originellen Laden, einer türkischen Bäckerei. Ein Mädchen mit melancholischem Blick und langem schwarzen Haar stand im Eingang, ein schreiendes Baby auf dem Arm; sie sprach einen der Bodyguards an, doch niemand beachtete sie. Ich ertappte Hardy dabei, wie er sie musterte, und hoffte um ihretwillen, dass sie nicht sein Typ sei.

Schließlich führte uns Vita in eine Grünanlage, wo Frauen in langen orientalischen Gewändern mit ihren Männern um Holzkohlengrills saßen und Fleisch grillten. Ihre Kids spielten unterdessen Fußball in einem ausgetrockneten Springbrunnen. Einige von ihnen riefen den Bodyguards etwas zu und der Typ links von mir, ein langer Kerl mit grauem Zopf, brüllte etwas zurück, bis Vitas stechender Blick ihn zum Schweigen brachte. Am Ende einer Ansammlung von Bäumen, Büschen und Sträuchern stand ein großes Gebäude mit riesigen Fenstern, die auf die Grünanlage hinausgingen. Mauerwerk und Putz waren verwittert, und als wir uns auf dem schmalen Gehweg dem Eingang näherten, fiel mir eine junge Frau mit schwarzem Kopftuch auf, die einen Kinderwagen schob.

Man sah nur ihr Gesicht, und die Augen, die mir jetzt hinterhersahen, waren die schwarzen Augen des Mädchens, das in der Wohnung ums Leben gekommen war. Meine Knie gaben nach. Doch plötzlich gingen unsere Bodyguards auf Tauchstation, suchten mit ihren Waffen nach feindlichen Zielen; Mütter umklammerten ihre Kinder, Männer ihre Ehefrauen, Leute schrien und versteckten sich hinter Bäumen. Es schien, als drehten hier alle durch. Nur Hardy blieb mit einem amüsierten Grinsen stehen, er hatte nicht einmal gezuckt. Hardy ließ sich eben nicht von dem zerplatzten Luftballon eines bedauernswerten Kindes ins Bockshorn jagen. Vita erholte sich als Erster, gab lauthals Anweisungen und die Bodyguards formierten sich erneut, um uns ins Gebäude zu drängen. Die Verunsicherung und Anspannung auf ihren Gesichtern nährten in mir den Verdacht, dass das hier für Hardy und mich mehr sein könnte als eine Wochenendaktion.

Drinne waren die Treppen morsch und die Wände mit Graffiti beschmiert. Eine große Holzleiter lehnte an einem Drahtglasfenster und darunter stand ein Eimer mit schwarzer Brühe. Auf dem Weg in den ersten Stock zeigte Hardy auf die in die Wand geritzte Parole ›Fuck the Police‹.

»Hey, Tony, sieh dir das an. Manche Sachen sind doch überall gleich«, feixte er und glitt mit der Fingerspitze über die Buchstaben. Im ersten Stock angelangt, zog Vita ein Schlüsselbund hervor und öffnete mehrere Schlösser an einer Tür, die in einen langen, dunklen Flur führte, an dessen Ende sich unsere Wohnung befand. Fünf riesige Zimmer, nagelneu möbliert mit Couchgarnitur und Glastischen, einem Teppichboden, in dem man versank, mit Videorecorder, Stereoanlage und einem Fernseher im

Breitbildformat; in zwei Zimmern stand jeweils ein riesiges, komfortables Bett mit passendem Nachttisch.

Hardy stand im Flur und grinste zufrieden; er liebte einen gewissen Lebensstandard und war hier ganz in seinem Element. »Ich glaube, dieser Job fängt an mir zu gefallen«, sagte er.

Vita lächelte: »Dort drüben ist Telefon. Ihr könnt mit ganze Welt telefonieren. Wenn ihr was braucht, lasst mich wissen.«

Er ging zu einem der Panoramafenster, von dem aus man den ganzen Park überblicken konnte, und zeigte auf die großartige Aussicht. Doch ich stürzte mich auf ihn, riss ihn weg und drückte ihn gegen die Wand. Die Bodyguards standen da, wie vom Donner gerührt. Gekränkt und verwirrt sah Vita mich an.

»Seit heute Nachmittag befinden wir uns im Kriegszustand, Vita. Jeder von uns kann zur Zielscheibe werden. Fenster sind tabu, klar? Von jetzt ab geht niemand an einem nackten Fenster vorbei. Jeder im Park könnte uns ins Visier nehmen oder einen Molotowcocktail durch diese Scheißfenster werfen und uns alle umlegen. Verstanden?«

Er nickte.

»Ich will lange, schwarze Vorhänge vor jedem Fenster. Sorge dafür, dass sie dick sind. Niemand soll hier hineinsehen können. Wem gehört die Wohnung?«

»Meine Vater.« Vita schnappte sich sofort den Typen mit dem langen grauen Zopf, redete auf ihn ein und zeigte dabei auf die Fenster. Ich ging zu Hardy in die Küche. Auch sie war nagelneu, klinisch weiß und antiseptisch.